Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 24 (1940)
Heft: 9-10

Artikel: Das Gesuch
Autor: Eckstein-Nieudet, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419841

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Gesuch.

Von P. Eckstein-Nicodet.

Ich wollte was vom Stadtschulrat. Folglich schrieb ich ein Gesuch. Das sah so aus:

„Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß mein Sohn Gustav, der im Juli d. J. das zwölfte Lebensjahr erreicht hat, infolge einer längeren schweren Erkrankung genötigt war, den Unterricht einige Wochen hindurch zu unterbrechen und somit gemäß seiner eigenen Aussage und der Ansicht seines Klassenvorstandes erhebliche Schwierigkeiten hat, seine Prüfungen erfolgreich zu absolvieren, ersuche ich Endesgefertigter ergebenst um Gewährung einer entsprechenden Nachfrist, bzw. Anberaumung einer Nachprüfung zu einem späteren Zeitpunkt."

Zufällig war ich am selben Tag bei meinem Freund, dem bekannten Schriftsteller Achtsam, zum Mittagessen eingeladen. Kann nichts schaden, dachte ich, wenn er sich den Wisch ansieht, bevor ich ihn abschicke. Schließlich und endlich sitzen im Stadtschulrat lauter Mittelschulprofessoren, die es mit dem deutschen Stil sehr genau nehmen, und man gibt sich ja doch nicht gerne eine Blöße.

Somit steckte ich das Gesuch zu mir, ehe ich mich zu Achtsam begab, und als wir dann beim schwarzen Kaffee saßen, sagte ich: „Ich habe eine kleine Bitte, lieber Freund. Sieh dir das einmal an, ob es sprachlich in Ordnung ist." Und ich erwähnte meine Skrupel wegen des Stadtschulrates.

„Laß sehen", sagte Achtsam, rückte seine Brille zurecht und nahm das Gesuch aus meinen leicht bebenden Händen. Schon als sein Blick auf die erste Zeile fiel, zog sich seine Stirn kraus.

„Gräßlicher Amtsstil!" sagte er angeekelt. „Unter Berücksichtigung des Umstandes! So was schreibt man doch nicht! Klingt scheußlich und ist ganz inhaltslos!"

Schon zischte sein Bleistift aus der Westentasche und fuhr, einem sengenden Blitz gleich, auf die Berücksichtigung des Umstandes nieder.

„Angesichts der Tatsache —" schlug ich vor, aber damit kam ich übel an.

„Das ist genau so miserabel!" behauptete Achtsam kategorisch. „Alle diese unechten Genitive, diese angesichts des, ungeachtet des, gelegentlich des, und so weiter, sind ein wahres Höllengezücht, das sich in der deutschen Sprache breitgemacht hat! Weg damit!"

„Wie soll das Gesuch nun aber wirklich anfangen?" erkundigte ich mich beschämt.

„Nichts leichter als das: Da mein Sohn Gustav . . . Ist das nicht tausendmal einfacher, klarer nnd sauberer als alle diese Berücksichtigungen, Umstände und Tatsachen?"

Ich mußte es zugeben: „Da mein Sohn Gustav" hatte unbestreitbar männlich-entschiedenen Klang.

„Gehen wir also weiter", murmelte Achtsam. „Da mein Sohn Gustav, der im Juli d. J. das zwölfte Lebensjahr erreicht hat, infolge . . ." Er verstummte und ließ den Blick suchend über die Zeilen gleiten. „Wo ist denn nun eigentlich der Hauptsatz?" fragte er zuletzt etwas ärgerlich.

Ich half ihm suchen. Beide suchten wir eine ganze Weile, bis er entdeckt hatte, daß der Hauptsatz sich unter der Maske des unscheinbaren „ersuche ich Endesgefertigter" verborgen hielt. Ich weiß nicht, ich hätte mir unter einem Hauptsatz etwas weit Imposanteres vorgestellt, aber Achtsam schien seiner Sache sicher. „Ersuche ich Endesgefertigter" war der Hauptsatz, das stand nun fest, aber statt sich darüber zu freuen, geriet Achtsam zu meiner Überraschung in zornige Erregung.

„So geht das nicht!" rief er. „Du hast ja da ein Ungetüm von einem Satz gebaut! Eine wahre Seeschlange, mit lauter ineinandergeschachtelten Nebensätzen! Der Satz muß geteilt werden!"

Unheildrohend schwebte sein Stift über den Gefilden meines Gesuches, unschlüssig, wo er niederstoßen sollte.

„Hab's schon", erklärte er nach einer Weile. „Hinter absolvieren gehört ein Punkt, und wir fangen dann mit einem neuen Satz an."

„Da mein Sohn Gustav . . ." versuchte ich, doch es wollte mir nicht gelingen, nach „absolvieren" einen Punkt unterzubringen.

„Ja, wenn du mit Da anfängst, geht das natürlich nicht", bemerkte Achtsam mit leichtem Spott.

„Du hast aber doch selbst vorhin . . ."

„Vorhin! Da wußte ich doch noch nicht, daß es nötig sein werde, den Satz zu zerlegen und den Kausalsatz in einen Hauptsatz zu verwandeln! Jetzt muß das Da natürlich weg, und es muß heißen: Mein Sohn Gustav, der im Juli d. J. . . . Diese Abkürzungen sind auch alles andere als schön! schreiben wir lieber ordentlich, wie es sich gehört: dieses Jahres. Also: Mein Sohn Gustav, der im Juli dieses Jahres das zwölfte Lebensjahr erreicht . . . Was heißt das, erreicht? Vollendet, willst du wohl sagen, nicht wahr? Wie war das also? Ja, richtig: der im Juli dieses Jahres das zwölfte Lebensjahr vollendet hat, war infolge einer längeren, schweren Erkrankung genötigt, den Unterricht einige Wochen hindurch zu unterbrechen . . . Unterricht zu unterbrechen, zweimal hintereinander die Silbe unter — scheußlich! Sagen wir lieber: dem Unterricht fernzubleiben. Das ist auch logisch richtiger, denn er hat ja den Unterricht nicht unterbrochen, dieser ging vielmehr ungestört weiter, nur war dein Sohn Gustav eben nicht dabei. . . . Also, wo waren wir? War . . . genötigt, dem Unterricht einige Wochen hindurch fernzubleiben und hat somit . . . siehst du, hier gehört jetzt das Verbum her, damit bekommt der Satz endlich Kopf und Fuß!"

Ich war ehrlich erschüttert. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß die Abfassung eines einfachen Gesuches von zehn Zeilen solche Schwierigkeiten verursachen und eine solche Beherrschung der Stilkunst erfordern könne. Und da gab es Leute, die ganze Bücher schrieben — Achtsam zum Beispiel!

Der war jetzt in einen geradezu begeisterten Schwung geraten. „Und hat somit gemäß seiner eigenen Aussage und nach Ansicht seines Klassenvorstandes", deklamierte er, „erhebliche Schwierigkeiten . . . bemerkst du, wie schön und glatt das jetzt fließt? . . . seine Prüfungen erfolgreich zu absolvieren. Punkt!"

„Unter Berücksichtigung dieser Umstände ersuche ich . . ." setzte ich unvorsichtiger- und voreiligerweise fort und zog mir dadurch einen vernichtenden Blick Achtsams zu.

„Natürlich!" donnerte er. „Schon wieder deine Berücksichtigung der Umstände! Dir ist nicht wohl, wenn du nicht irgendwo eine dieser blödsinnigen Phrasen mit dem Genitiv unterbringen kannst! Aber nicht bei mir, mein Lieber, nicht bei mir!"

Demütig suchte ich seinen Grimm zu beschwichtigen. „Wie soll es also deiner Ansicht nach weitergehen?" erkundigte ich mich.

„Ganz einfach! Unter diesen Umständen — oder noch kürzer und präziser: Deshalb! Deshalb ersuche ich Endesge- . . . Das kommt überhaupt nicht in Betracht! Ich Endesgefertigter! Was für eine unmögliche Floskel! Triefend von bürokratischem Servilismus und dabei gänzlich sinnlos! Ich und der Endesgefertigte sind doch in jedem Brief identisch!"

Ein haßverzerrter Bleistiftstrich machte dem Endesgefertigten den Garaus. Ehrlich gesagt, ich weinte ihm keine Träne nach — mir hatte er auch nie recht gefallen wollen.

„Deshalb ersuche ich ergebenst um Gewährung einer entsprechenden Nachfrist bzw. — schon wieder eine von diesen schauderhaften Abkürzungen. Überhaupt, was soll das eigentlich heißen, dieses berühmte Wort beziehungsweise? Gar nichts! Dient nur der Verschleierung einer gedanklichen Unklarheit. Gewährung einer Nachfrist und Nachprüfung zu einem späteren Zeitpunkt — das ist doch dasselbe, nicht wahr?"

In der Tat, so schien es zu sein.

„Na also!" triumphierte Achtsam. „Wozu also die gleiche Sache zweimal sagen? Weg mit dem beziehungsweise und weg mit der Nachprüfung! Deshalb ersuche ich ergebenst um Gewährung einer entsprechenden Nachfrist ... Für wen? Für dich selbst? Nein, für deinen Sohn! Also: um Gewährung einer entsprechenden Nachfrist für meinen Sohn Gustav! Schluß! Unterschrift! Und nun lesen wir das ganze noch einmal durch:

Da mein Sohn Gustav, der ... ach nein, das haben wir ja geändert!"

Ich begann zu wünschen, ich hätte meinen Sohn nicht Gustav genannt. Meinetwegen Nathanael, Romuald oder Belsazar. Alles, nur nicht Gustav ...

Achtsams Triumph schien durch solche Bedenken nicht getrübt. Er las: „Mein Sohn Gustav, der im Juli dieses Jahres das zwölfte Lebensjahr vollendet hat, war infolge einer längeren, schweren Erkrankung genötigt, dem Unterricht einige Wochen fernzubleiben, und hat somit gemäß seiner eigenen Aussage und nach Ansicht seines Klassenvorstandes erhebliche Schwierigkeiten, seine Prüfungen erfolgreich zu absolvieren. Punkt. Deshalb ersuche ich ergebenst um Gewährung einer entsprechenden ... sagen wir lieber einer angemessenen Nachfrist für meinen Sohn Gustav." — „Ja, jetzt glaube ich, dürfte die Sache so ziemlich in Ordnung sein. Man könnte natürlich hier und dort noch manches verbessern ..."*

Ich beeilte mich, in überzeugendstem Tone zu versichern, daß dies für den besonderen Zweck meines Gesuches bestimmt nicht nötig sei. Und damit hatte ich auch recht, denn als ich ein paar Wochen später vom Stadtschulrat die Antwort auf besagtes Gesuch erhielt, sah sie so aus:

„Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß Ihr Sohn Gustav, der im Juli dieses Jahres das zwölfte Lebensjahr erreicht hat, infolge einer längeren schweren Erkrankung genötigt war, den Unterricht einige Wochen hindurch zu unterbrechen und somit gemäß seiner eigenen Aussage und nach Ansicht seines Klassenvorstandes erhebliche Schwierigkeiten hat, seine Prüfungen erfolgreich zu absolvieren, beschließt der endesgefertigte Stadtschulrat in Stattgebung Ihres diesbezüglichen Ansuchens die Gewährung einer entsprechenden Nachfrist, bzw. Anberaumung einer Nachprüfung zu einem späteren Zeitpunkt." „Die Tat" Nr. 41, 1940.

* S. unter „Allerlei"

Der Konjunktiv.

Von Isolde Kurz.

Wenn ich einen neuen Roman oder eine Zeitschrift zur Hand nehme, so kann ich kaum eine Seite lesen, ohne auf Sätze zu stoßen wie diese: Ihm schien, daß er auf hohem Berge stand — Da war's, als ob eine Stimme zu ihr sprach, oder: Er machte eine Bewegung, als verdroß ihn ihr Vertrauen. Ahnt der Verfasser je, was ein feinfühliges Ohr bei solchen Sätzen leidet? Man sieht der Muttersprache Wunden schlagen, die vielleicht in kurzem unheilbar sein werden, und muß wehrlos zusehen. Wenn es noch aus Unwissenheit geschähe! Aber man fühlt in den meisten Fällen eine Absicht durch, man merkt, daß der Schriftsteller, der, wie mir auffiel, fast immer vom Norden stammt, sich gewissermaßen vor dem Konjunktiv scheut, gleichsam, als ob er ihn zu ablehnend, zu aristokratisch fände, denn man geht ja gerne so recht gemütlich in Hemdärmeln. Oder erscheint ihm der vornehme alte Herr nicht laut, nicht „schmissig" genug, hält er ihn wohl gar für einen armen Schulmeister, daß er meint, ihn mit dem Ellbogen vom Gehsteig stoßen zu dürfen? So viele Opfer an grammatischen Formen, auf denen doch die Kraft und die schmeidige Sicherheit einer Sprache ruhen, hat uns die Demokratisierung der Literatur schon gekostet. Und nun soll gar der Konjunktiv fallen? Will man denn das Deutsche zur Negersprache machen? Der geistig gesunde Mensch unterscheidet doch zwischen Wirklichkeit und Vorstellung, zwischen dem tatsächlichen und dem eingebildeten Vorgang. Soll dieser Unterschied aus der Sprache verschwinden? Fühlt man denn nicht, welche Verarmung und Verrohung es ist, wenn man immer mehr Begriffe durch dieselbe Form ausdrückt und immer mehr Unterschiede verwischt? Und daß dabei am Ende auch der Geist seine Unterscheidungsfähigkeit verliert und zusammen mit der Sprache abstumpft? Warum dachten die Griechen so fein und scharf, als weil sie eine so fein und scharf unterscheidende Sprache hatten?! Und warum hatten sie diese Sprache? Weil sie so fein und scharf unterschieden. Ihre Denkkraft und ihre Sprache förderten sich wechselseitig, schon das geringste sprachliche Versehen zog den öffentlichen Hohn nach sich. Diese Sprache war ihr heiligstes Palladium; an welcher Küste ihre Auswanderer landeten, da konnten sie mit ihr ein neues Griechenland bauen, das dem Ansturm der Barbarei gewachsen war. Ja, bauen, denn die Sprache, dieser wunderbare und doch so gesetzmäßige Bau mit den geheimnisvollen, unzugänglichen Untergewölben ist zugleich selber die große Baumeisterin, die jedes menschliche Gemeinwesen gründet.

Man klagt so viel über die Verrohung der Massen, und eine politische Partei schiebt die Verantwortung dafür der andern zu. Was soll man aber zu denen sagen, die das Werkzeug des Denkens selber abstumpfen und so die Verrohung durch alle Schichten der Gesellschaft tragen? Wer eine notwendige grammatische Form aus seiner Muttersprache zu entfernen strebt, der begeht einen Angriff auf die Seele seines Volkes. Auch bei uns sollte sich die wahre Vaterlandsliebe in der Pflege der deutschen Sprache zeigen. Mit wem sie rein und unverstümmelt durchs Leben geht, der hat nicht nötig, mit den Sohlen am Boden der Heimat zu kleben, er kann, wie jene Griechen, sich an jeder Küste niederlassen; wo er steht, da steht er auf deutschem Grund.

Allen, die sich als Deutsche fühlen, möchte ich zurufen: Habet acht! Die Barbarei klopft an die Tore. Tretet zusammen und rettet den Konjunktiv. Noch steht er im vollen Lebenssaft. In den süddeutschen Gauen geht er bis heute leibhaft im Volksmunde um. Aber es muß bewußt für ihn eingetreten werden. Sonst wird der Geist der Nachäffung alles dessen, was vom Norden kommt, sehr bald die süddeutschen Schriftsteller ergreifen, und auch sie werden den Konjunktiv preisgeben, mit jenem unbedachten Eifer, der sie schon so manches Mal das Bessere preisgeben ließ. Und dann können wir künftig singen:

Mir ist es, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen — muß,
Betend, daß Gott dich erleuchte,
Du deutscher Genius!

„Im Zeichen des Steinbocks". Aphorismen und Gedankengänge. 1927/8.